

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

„Die Schaubühne“, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der ersten Nummer ihres neuen Jahrgangs vom 4. Januar: Eva. Von August Strindberg. — Ueber Hebel. Von Rudolf Kaffner. — Zwischen den Ufern. Von Jakob Wassermann. — Liebesleute. Von E. J. — Schiller-Theater. Von Julius Balm. — Die 1. Aufführung des „George Dandin“. Von Alfred Palm. — Appositionen für Umstürzler. Von Bernhard Shaw. — Miniaturen vom Theater. Von Karl Hand Strobl. — Rundschau. (Mitterwitzer. Der Schatz des Hühnenbils. Ein Brief aus Argentinien.) — „Die Schaubühne“ (Verlag: Berlin S.W. 13, Vollmannstr. 10), Wochen-schrift für alle künstlerischen Bestrebungen des Dramas, des Theaters und der Oper, erscheint jeden Donnerstag im Umfang von 24–32 Seiten und kostet: die Einzelnummer 30 Pf. (24 H.), vierteljährlich 2.50 Mk. (3 Kr.). Probenummern gratis und franko durch den Verlag.

Stoßseufzer vom Mauritiusplatz.

Soppla, ich seh aber e Kält seit Silvester, do merch mer aber gleich, wann mer laan Unerhose anhoit. Awer apropos, des Wetter is for uns nit iwel, dann jeht kann oam doch laan Mensch ein Wortwurf mache, wann mer sich e bische mehr am Brauntweil hellt, auch kann noch lang nit jeder mit Bestimmtheit behaube, wann er an uns e rot oder e bloo Ross sieht, ob die vom Brauntweil oder vunn de Kält kimm! Uns dann erscht am Reijohrsabend, wann ich all den Wunsch unn Trost, unn wie des Reig all haast, des ich in bene verchiedene Lokale mein innere Mensch einverleibt hunn, in am Gesäß zusamme sett, ich glawe als e Stollamer wer nit groß genug. Wann des warm Gesherr auch alsamol arg dinn war, laas aam doch bei bene 4 oder 5 Grad zu Woi. Ich for mei Dohl, trinke io die verchiedene Spirituose liemer natura unn kalt, dann des gibt ercht des richtig Keier; ich hatt's auch bei mein annern Stammwert in de Schugah browiert, ob er mer nit for den Wunsch so awa oder fünf Verteller Damorner gewo wollt! Der hot mich schen abblitze losse. In der Sonn is merch auch nit besser gange. Zwerhaast hunn mer alle Urtach, unn emol ganz geberig zu emporn unn zwar aus folgende Grind: Die Ed vnn de Kerschhoff unn Schugah gehert uns, de Mauritiusbrüder, uff Weihnachte seest nobilich alles beim Vormaß, weil mer billig unn fein bedient werd. Des die Zeit aber in so großer Anzahl do einin streeme, bei sich laaner von unn frame losse. Mit ellans, des se des ganz Trottemar am Mauritiusplatz unn Kerschhoff for sich in Ausdruck genomme hunn, na, auch unfer Ed, wo mer doch gewöhnlich unfer Schenkelversammlung abhalte, hatte se mit Weichloog befaßt. Mer wollte uns erscht bei der Polizei beschweern, aber weil mer do all mitnanner e bische mehr oder weniger gut angeliehene sinn, hot sich laaner so recht hingebraut. Dann die siben iwer uns so gewisschast Buch, als wann mir allans die ganze Steiern form Etat bezahle behte. Dann hatte mer vor, de Vormaß sollt uns schablos halte, dann der hot jo auch des Geschäft gemacht. Mir wollte jo laan bar Geld, denn des brauch er selber, aber ich hunn schon e paar mol gelese, des er allerhand Planen etc. fihrt. Unn do sollt er uns emol vnn jeder Sort e Blach zur Proob spendirn, unn wann unfer Gutache ginitig aussfällt, wern mer Stammgäst bei em. Mir gehn jo nit am Hauptingang errinn, Gots bewahre, hiesch am Hinnerdierche in de Schugah. Awer wie's so inn der Welt geht, uff unfern Vorschlag hunn mer bis heit noch kon Antwort, hier geht's auch wie iwerall. Wann mer seine Raader anhatte, Stehfrage unn Ramischeite, unn so e rund



Genierglas im Auge, dann wärn mer willkommen. Awer des lenne mer uns nit leiste, mir sinn als froh, wann mer for unjern tägliche Gebrauch unfer paar Grosche for Schapan ehrlisch verdene. Jo, wann des ganze Jahr Reijohr war, dann wern mer sei heraus, mer schaffe jo so nit viel, aber doo behte mer gar nit mehr dahn. Eigentlich sinn mer hier in Wiesbade jo nit iwel dran. Wanns uns friert, gehn mer ins Rathaus, dann do is immer saue warm, geheizt mit städtische Kohle, unn do hawe mir des Recht, uns auch zu warme. Neillich wollt mich de Noote-maister enankeweise. Ich saut ewer zu em, do hawe se gar laa Recht deus; ich muß nämlich for enn weitläufige Verwandte in bene Urtageboote emol nachseh, ob sei Braut auch werlich enn Vater unn Mutter gehabt hot. Er wollt nemlich laan Kay im Sad laase, unn do hott er mich seh gelosse unn is fort. Ich hatt aber auch mei Antsinnen affgeheft, mer muß ewe noch verzieh, sich Respekt zu verschaffe. Mer lenne doch nit all ange-stellt sei, wo sollt dann de Staat unn die Stadt des Geld all beztriebe. So muß die Stadt jeht ercht wider des Feierungs-zulagegesch abhele. Des is recht, dann wer gibt dann u s Duleg? De Schnaps is uffgeschloan, mir gribe nit, wann des noch so weiter geht, nemm ich mer e Los in de Reichlich Lot-terte unn gewinne de Hauptgewinn. Wann ich nor so enn Dumme wißt, der mer des Geld vorziehe beht, ich ges em jo gern 10 Prozent wie uff em Randbans. Ich wern mich emol an den reiche Weichmiller in Frankfurt wenne, der soll jo ich Jahr iwer 100 000 Mark an seine Wuchsbacher Ergebnisse verdient hawe unn nor 10 000 Mark versteiert hunn. Do steht mer's wider, mir hunn se emol e Protokoll gemacht wege de Eier, ich deht zu viel bezahle, aber ich glawe, dem mache se oans, des nit vunn schlechte Eltern is. Awer wie kann mer nor so Reiz schwiziere? Do bleibe ich liemer bei mein Schnaps, des Wasser, was dohinn is, is doch wenigstens gebrennt unn

wanns aus de Salzbad kimm, die Bazille hawe des Unglid. Ebbes beht ich beinah vergeße. Nächstens kann ich mei 25jährig Jubiläum feiern als Sonnenbruder am Mauritiusplatz. Do geht's aber hoch her! Mei ganze Kumpane wern eingelade unn hunn ich zu dem Zwed vor, mer e ganz hähche Nordheiser mit Rimmel kumme se losse; ich hunn nor bis jeht noch laan ge-funne, der mer so viel Vertrauen entgegenbringt. Im Hannels-register sieh ich nit, im Adreßbuch auch nit, do werd's am beste sei, ich gehn mit Am vnn meine Kollege an de floane Vor-schuh in de Mauritiusstroß, unn spreche uns gegesittig gut. Awer fällt jo doch ein, entweder ich oder de Vorschuh, ich glawe aber es werd schwer falle, des mer ebbes griech. No mer browirn's emol.

LOKALES

Wiesbaden, 5. Januar 1906.

* Großherzoglicher Paul. Dem Hofbädermeister Berget hat der Großherzog von Luxemburg für die anlässlich des Jahreswechsels an ihn gesandte Glückwunschkarte seinen Dank ausdrücken lassen.

* Kgl. Schauspiele. Am kommenden Samstag wird Planquette's komische Oper: „Die Gloden von Cornville“ zum erstenmale in Szene geben. In den Hauptrollen sind die Damen Hans und Cordes und die Herren Geise-Winkel, Adam, Andriano und Henke beschäftigt. Die musikalische Leitung liegt in Händen des Herrn Prof. Mannstiedt, die Regie führt Herr Mebus. — Die zweite Rate des Abonnementsgeldes ist zur Zahlung fällig geworden. Die Einzahlung erfolgt — mit Ausnahme des Sonntags — in den Vormitagsstunden von 9–11 Uhr an der Kasse gegen Vorzeigung der letzten Abonnement-quittung oder der Abonnementsbills.

* Der Sprudelstern für das Jubiläumjahr 1882–1906 is in dem karnevalistischen Zeichen 44 in sehr gelungener Ausführung am Reijohrsabend aufgegangen. Unser einheimischer Künstler Caspar Kögler hat diesmal einen ausgezeichneten Ordensstern in sehr humorvoller Weise entworfen, auf dem 4 fidele Juchstüber die 4 mal 11 Sprudelhahre einrahmen und festhalten. Der Jubiläumstern ist von der Firma Gebr. Reimold in Silber- und Goldbrad, sowie in den Farbenfarben sehr apart ausgeführt und wird bei unseren Sprudlern allgemein Beifall hervorrufen.

* Die Weihnachtsfeier, welche der Wiesbadener Mi-litärverein am Reijohrsabend in der Hofballa abhielt, nahm bei zahlreicher Beteiligung den schönsten Verlauf. Die Einleitung erfolgte durch ein kurzes, schönes Programm. Ein von Fräulein E. Jung mit guter Aussprache vorgetragener Pro-log „Weihnachtsabend“ versetzte die Zuhörer in die rechte Weis-nachtsstimmung. Herr Oberleutnant der Landwehr, Schling, Vorsitzender des Vereins, hielt eine dem Weihnachtsfeste ent-sprechende Ansprache und endete mit einem Hoch auf den Kaiser. Die von der Gesangsabteilung des Vereins unter Leitung ihres Dirigenten, Herrn Kuhl, vorgetragenen Chöre wurden recht ergötzt ausgeführt und fanden großen Beifall. Den Glanzpunkt der Veranstaltung bilde die schmale Ginkast: „Der Weis-nachts-Engel“. Derselbe errang infolge des schönen und flotten Spiels der Darsteller, Frä. E. Mühlbacher und E. Rindorf, sowie der Herren Karl Koch und Hermann, einen vollen Erfolg. Die hierauf folgende Verlosung brachte große Heiterkeit unter den Anwesenden mit sich. Der sich anschließende Ball währte bis zum frühen Morgen.

* Männergesangsverein „Friede“. Am Sonntag, 7. Januar, begeht der Verein seine Weihnachtsfeier in dem oberen Saal des Rathol. Gefellenhauses, Dohheimerstraße 24, bestehend in Konzert, Vorführung lebender Bilder, Tombola und Ball. Einen besonderen Reiz erhält dieses Fest durch die feierliche Ueberreichung des im Verein üblichen Gedenkblattes zur sil-bernen Hochzeit an zwei Mitglieder des Vereins. In dieser Veranstaltung sind alle Mitglieder sowie Gäste ergebenst einge-laden.

* Der Wiesbadener Schühenderen veranstaltet am 13. Januar in den Sälen der Hofballa ein großes Schühenfest mit Ball, welches den Teilnehmern manche freudige Uebererraschung bringen wird. Die jährliche Ballveranstaltung des Wiesbade-ner Schühenderens erfreut sich großer Beliebtheit in der Wä-gerschaft. Auf viele Anfragen machen wir darauf aufmerksam, daß außer Schühenanzug und Sportkostüm selbstverständlich auch Balltoilette (Herren Frack) zulässig ist.

* Die vom Männergesangsverein „Union“ am 2. Weihnachts-feiertag veranstaltete Weihnachtsfeier im Rathol. Saal, Doh-beimerstraße 15, verlief in allen Teilen auf das Schönste. Ein Be-weis dafür, daß es der „Union“ nicht an Anziehungskraft fehlt, bot der bereits um 8 Uhr vollbesetzte Saal. Ein reichhaltiges Programm war zusammengestellt und waren dem gesanglichen Teil nur Volkslieder zu Grunde gelegt. Die Feier wurde um 8½ Uhr mit dem Chor „Wanderers Nachtlieb“ (Weins) eröff-net. Hierauf trug Frau Villa Henkel „Die Glode von Amis-sore“ (Halm) in sehr ergreifender und verständnisvoller Weise vor, wofür der Vortragenden sehr reichen Beifall gependet wurde. Der Verein brachte unter Leitung seines umsichtigen Dirigenten, Herrn Lehrers Carl Henkel, u. a. „Sonntagsfrüh“ von Henkel, (Bariton solo: Herr Fr. Oberhimmigshofen), „Ein Sträußchen am Gute“ (Böhme), „Abendfeier“ (Kreutzer), „Müllers Tochterlein“ (Hermes), „Der vertriebene Dui“ (Koch), „Heute schied ich“ (Hermann), „Lans und Diefel“ (C. Schwarz) in sehr prässier Weise zu Gehör und zeigte es sich, daß es dem Verein an einer geschulten Leitung nicht fehlt. Herr Theodor Schlein erreichte die Zuhörer mit seiner schönen Tenorsstimme mit „All Abend bevor ich zur Ruhe geh“ (Mitt) und „Grüß mir das blonde Kind am Rhein“ (Helfer). Das Theaterstück „Der Herr Baron“, unter Leitung des Herrn Theodor Diemer verhielt seine Wirkung auf die Zuschauer der Anwesenden nicht und wurde der Schwan von Frä. Emilie Becht, Frä. Luise Thurn, sowie von den Herren Th. Diemer, R. Grohmann, J. Moritz und C. Krieger sehr flott gespielt. Die hierauf folgende Christbaumverlosung verlief in sehr geregelter Weise und über-raschte manchen Teilnehmer. Um 12 Uhr kam der Tanz in seine Rechte. Von demselben wurde sehr ausgiebigen Gebrauch ge-macht. Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß auch unsere beliebte Volkstanzkapelle zum guten Gelingen des Festes beitrug.



J. A. Da der Verkauf erst mit der Uebergabe des Schweines perfekt war, ist die Kasse verpflichtet, Ihnen die Versicherungssumme des verendeten Tieres auszugeben.

B. L. Die Baiffelantel ist ein Vorbehalt bei einem Ge-schäftsabluß, wonach bei einem vor Erfüllung des Geschäft eintretenden stärkeren Sinken der Preise (Baiffe) der Abluß des Geschäftes hinfällig sein soll.

d. E. Die als versorgungsberechtigt anerkannten Invaliden erhalten, wenn sie sich gut geführt haben, einen Zivilversor-gungsschein. Personen des Unteroffizierslandes, welche nicht als Invalide versorgungsberechtigt sind, erlangen durch 12jährige, aktive Dienstzeit bei fortgesetzter guter Führung den Anspruch auf den Zivilversorgungsschein. Die Ganzinvaliden erhalten den Schein neben der Pension, den Halbinvaliden wird derselbe nach ihrer Wahl an Stelle ihrer Pension verliehen, jedoch nur dann, wenn sie mindestens zwölf Jahre gedient haben. Die Hinterbliebenen eines Militärsinvaliden haben keinen Anspruch auf Witwen- oder Waisengeld, es sei denn, daß der Verstorbene Kriegsinvalide gewesen ist. — Ob im vorliegenden Falle der Restwechsel eine Militärpension erhalten wird, hängt demnach davon ab, ob er bei der militärärztlichen Untersuchung bei seinem Abgange als Invalide anerkannt wird.

Hohenlohesches Hafermehl

verhilft Erbrechen und Durchfall. Kinder, die Milch allein nicht vertragen, oder an englischer Krankheit leiden, gedeihen vorzüglich, sobald der Milch Hohenlohesches Hafermehl zugesetzt wird.

Ball-Neuheiten

sowie Seidenstoffe jeder Art, porto- und steuerfrei. Muster umgehend.

Seiden-Griener-Zürich Kgl. Hofl.

Seidenschliches.

— Gute Rezepte haben Goldwert, und wenn man genau nach diesen Rezepten arbeitet, so wird man stets Erfolg haben. Ein kleiner Küchenartikel „Dr. Dettlers Badpulver à 10 Bfg.“ wird jezt in Millionen Bädchen verpackt und 20 Millionen Re-zeppte sind gratis verteilt, damit sich jede Dame von der vor-züglichen Beschaffenheit überzeugen kann. Augen, Kopfschmen, Gesundheitsgebad, Schokoladentuchen, Englischer oder Königs-tuchen, Speculatius und Teegabad, mit Dr. Dettlers Badpulver gebaden, brauchen keine Heie, gelingen stets und schmecken ganz vorzüglich. Röhre und Pfannuchen werden sehr porös und leicht verdaulich. Der eigene Versuch wird jede Dame über-zeugen, daß Dr. Dettlers Badpulver ebenfogat in jede bessere Küche gehört wie Butter und Zucker. Man prüfe und urteile. Dr. A. Dettler, Viefelsch, Institut für Küchenschemie.

Standesamt Detzheim.

Geboren: Am 17. Dez. dem Gashalter Georg Sutter e. S. Leonhard; am 18. Dez. dem Tagelöhner Heinrich Döfren e. S. Karl; am 18. Dez. dem Tändler Karl Philipp Wilhelm Wagner e. S. Heinrich Vincenz; am 20. Dez. dem Schreiner Friedrich Hofmann e. S. Karl Wilh. Friedrich; am 21. Dez. dem Maurer Adolf Silberstein e. L. Luise Henriette; am 21. Dez. dem Wärmeschleifer Erwin Hirschfeld e. L. Erna Sophie; am 21. Dez. dem Tändler Friedrich Carl Wintermeyer e. S. Karl August; am 22. Dez. dem Kifer Karl August Schmidt e. L. Margarete; am 23. Dez. dem Tagelöhner Heinrich Karl Wüst e. S. August Karl; am 25. Dez. dem Tändler Gottfried Johann Goebel e. S. Hermann; am 26. Dez. dem Hufschmied Franz Speth e. S. Friedrich Adam Ludwig; am 26. Dez. dem Tag-löhner Anton Schneider e. S. Jakob Willy; am 26. Dez. dem Maurer Adolf Karl Peter Steinhäuser e. L. Luise Wilhelmine; am 28. Dez. dem Schlosser Martin Wilhelm Schring e. L. Otti Martha; am 30. Dez. dem Tändler Wilhelm Adolf Hölzel e. S. Heinrich Adolf; am 31. Dez. dem Dachdecker Karl Born e. L. Jeanette Klara Henriette.

Angelobten: Am 27. Dez. der Schlosser Friedrich Carl Reiser mit Bertha Emma Elli Frische, beide von hier. Am 27. Dez. der Ziegler Wilhelm Heinrich Hermann Schlingmann mit der Fabrikarbeiterin Henriette Auguste Kahl, beide von hier. Am 30. Dez. der Tagelöhner Philipp Dehna zu Wiesbaden mit dem Dienstmädchen Wilhelmine Koch hier.

Verheiratet: Am 24. Dez. der Metzger Johann Engelbrecht mit Luise Elise Diehl.

Verstorben: Am 16. Dez. Kurt Crich, S. d. ledigen Näherin Johanna Katharina Ullrich, 1 Jahr alt. Am 17. Dez. Luise Auguste, T. d. Tändlermeisters Georg Philipp Friedrich Chr. Krieger, 12 Jahre alt. Am 23. Dez. Elise Wilhelmine, T. d. Maurers Wilhelm Kappes, 2 Wochen alt. Am 27. Dez. Emma, T. d. Tagelöhners Johann Ott, 10 Monat alt. Am 28. Dez. die Fabrikarbeiterin Emilie Wilhelmine Caroline Müller, 17 Jahre alt. Am 29. Dez. die Näherin Helene Roffel, 20 J. alt.

Künstlerische Photographie. Karl Schipper, 31 Rheinstr. 31. Tel. 3276.

Moderne – Verlobte – Möbel

verlangen von der Darmstädter Möbelfabrik, Postfach, Friedl-burgstraße 129. Preisliste mit Abbildungen, 300 Nummer in allen Preislagen ausgestellt und best. Lieferfertig. Bedeutendste Einrichtungshaus Mitteldeutschlands.



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 4:

Samstag, den 6. Januar 1906.

21. Jahrgang

Erkämpftes Glück.

Roman von E. von Blankensee,

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Aläre zuckte zusammen. Sie wußte und ahnte ja, was es wieder sein würde. Wie sie diesen von Stauffen haßte. Mehr von Tag zu Tag, mehr von Stunde zu Stunde, immer mehr, solange sie in seine Gewalt gegeben war. Sie wollte aber nicht! Nein! Sie liebte ja nur den einen! — Und nur aus Liebe zu diesem hoffte sie und trogte sie. Sie strich sich mit den Händen das schwarze Lockenhaar zurück, das ihr in die Stirne hineingefallen war. Dann richtete sie sich auf und ging den Weg zu Ihrem Vater. Sie stand vor ihm, die Hände ineinander verschlungen, die Augen zu Boden geschlagen. Sie fühlte stets eine innerliche Furcht vor ihm, der doch ihr Vater war. Seine Strenge hatte sie schon als Kind gefürchtet und so war ihr nur dieses Gefühl geblieben. Und doch wieder liebte sie ihn, denn er war ihr ja Vater und Mutter zugleich.

„Aläre, ich habe Dich gerufen, um Dir zum letztenmale mitzuteilen, daß in den nächsten Tagen Deine Verlobung mit Theo von Stauffen bekannt gegeben wird.“

„Vater!“

„Du kannst gehen!“

„Vater!“

Aber er hörte nicht.

„Vater, ich hasse ihn! Nie kann ich seine Gattin werden, es wäre sonst mein Tod!“

Da richtete er sich auf. Martin stand mit blühenden Augen vor seinem Kinde und seine Stimme bebte, als er sie anschrte: „Noch nie ist ein Kind gestorben, wenn es dem Willen des Vaters gehorchte. Aber auf manchem Kinde ruhte bis ins Grab hinein der Fluch des Vaters, wenn es ihm trogte. Das habe ich Dir zu antworten. Ich denke, meine Worte sind klar und deutlich!“

„Vater, bedenke! Dieser will mich nicht, er liebt mich nicht. Er will ja nur Dein Geld!“

„Wer sogte Dir solche Dinge?“

„Oh, ich habe ihn durchschaut!“

„Und ist Dir Dein Kopf, der noch nicht zwanzig Jahre diese Welt gesehen hat, klüger, dünkt Dir Dein Wissen besser als das Deines Vaters?“

„Er hat ja alles verschuldet. Selbst Deinen Namen benötigt er schon, um Geld zu bekommen!“

Martin mußte sich an der Stuhllehne festhalten, seine Augen blickten durchbohrend auf seine Tochter: „Was sagst Du für Dinge? Wer kann das behaupten?“

„Ein Herr Feldern gab ihm auf das Ehrenwort hin, daß er Deine Tochter, also mich heirate, 100 000 M. Und diese 100 000 M. hat er in einer Nacht verspielt!“

„Und das sagst Du?“

„Ja! Ich weiß es! Ich bin nicht das unwissende Kind, für das Du mich hältst!“

„Still!“

Seine Stimme widerhallte gellend im Zimmer. Er streckte seine Hand gegen seine Tochter aus und sagte: „Du hast zu schweigen! Steht Dir das Recht zu, anderer Menschen Tun und Lassen zu beurteilen. Du hast keinen Willen. Du bist Weib,

Du bist meine Tochter. Und willst Du nicht gehorchen, dann werde ich anders sprechen!“

„Wenn ich ihn zum Gatten nehmen muß, dann habe ich auch das Recht, über ihn zu urteilen!“

„Du bist ein Weib und hast zu gehorchen. So lange Du mein Kind bist, hast Du mir, Deinem Vater zu gehorchen. Ist er Dein Gatte, dann mußt Du ihm gehorchen sein!“

„Niema!“

„Still!“

Drohend klang seine Stimme; sie bebte in verhaltener Aufregung.

„Ich will, daß Du mich verläßt. Ohne Widerrede. Oder es folgt Dir mein Fluch. Und Du hast nichts mehr zu suchen im Hause Deines Vaters. Nun entscheide!“

Und Aläre senkte den Kopf, wandte sich um und verließ schweigend das Zimmer ihres Vaters. In ihrem Zimmer brach sie zusammen und ihr Körper lag am Boden hingestreckt wie tot — — —

10. Kapitel

Es war eine finstere Sommernacht. Drückend schwül und heiß war die Luft. Die Wolken zogen über den Nachthimmel hin. Dazwischen durch glüherten Sterne, die sich verirrt hatten. Ueber das Wasser zog sich ein leiser sächelnder Wind. Die Wellen kräuselten sich und plätscherten mit lösendem Murmeln dahin. Die Ufer des Mains entlang dehnten sich die flackernden Lichter der Gaslampen. Silhouetten gleich ragten auf der Frankfurter Seite die Kuppeln und Türme empor. Aus dem Wasser selbst tauchten die Masten und die Rumpfe der Schlepsschiffe auf. Ueber allem lag die schwüle Sommerluft. Bei der oberen Mainbrücke stand im Schatten der Bäume, die die Anlagen der Brücke bildeten, ein Mann, der immer auf- und nieder ging und offenbar jemand erwartete. Seine Augen suchten nach rechts und links. Dann kehrte er an das Ufer zurück. Dort stand ein Kahn bereit. Eben wollte er wieder zurückkehren, da erkannte er, wie sich aus den schwarzen Schatten der Nacht eine Gestalt löste. Es war ein Weib. Sie ging auf den Einsamen zu. Dieser aber hatte sie sofort erkannt, denn er eilte ihr entgegen, ergriff ihre Hände und flüsterte: „Du bist es, Aläre! Endlich! Ich glaubte schon, es wäre Dir unmöglich zu kommen.“

„Du weißt nicht, unter welchen Schwierigkeiten es mir ermöglicht war.“

John Smiles war es, der hier Aläre Martin erwartet hatte, die nun auch eingetroffen war.

„Weshalb war es Dir nicht möglich?“

„Oh! Ich konnte nicht fort. Da nahm ich Zuflucht zu einer List. Ich wußte, Papa mußte zu einer wichtigen Besprechung. Da wollte ich in das Theater. Das gelang mir. Ich wurde dorthin begleitet. Nun bin ich aber fort und zu Dir!“

„Aläre! Das alles tust Du mir zu Liebe!“

Smiles drückte sie an sich und küßte sie. Sie nickte und sagte: „Aber ich muß um zehn Uhr wieder im Theater sein, denn dort werde ich wieder abgeholt!“

„Aber gewiß, Klärchen. Wenn wir auch nur eine Stunde für uns gewonnen haben.“

Er führte sie hin zum Kahn und half ihr den Kahn besteigen.

„Hier sind wir sicher!“ flüsterte er. „Auf dem Wasser ist es finstern und dunkel und wenn uns wirklich welche begegnen, die auch eine nächtliche Raubfahrt machen, so kann uns doch niemand erkennen.“

Sie sahen im Kahn und Smiles stieg vom Ufer ab, plätschernd trieb das Schiff in die Wogen hinaus. Smiles legte die Ruder an und mit gleichmäßigem, gedämpftem Ruderschlag brachte er das Boot stromaufwärts, dem eisernen Steg und der alten Mainbrücke zu. Die Lichter der Laternen glitzerten weit hin im Wasser. Hier ließ Smiles das Boot von den Wellen treiben.

„Kläre!“ redete sie nunmehr Smiles an. „Was hast Du mir zu sagen?“

„Ach, Liebster! Ich bin so ohne jede Hoffnung. Vater ist unerbittlich. Heute drohte er mir mit seinem Fluche. Sein Haus muß ich verlassen, wenn ich noch länger seinem Willen widerstehe!“

„Verzage nicht!“ tröstete sie Smiles. „Ich lasse nicht von Dir. Nur wenige Tage noch harre aus. Folge scheinbar seinem Wunsche. Es wird sich nichts ereignen.“

„Du tröstest mich immer. Aber sag mir, was geschehen wird. Du bist so seltsam, so geheimnisvoll. Wie damals am Abend. Gestern! Was war es? Weshalb erschraust Du so, als Du das Bild von dem Daumenabdruck Stauffens sahst!“

„Ich darf jetzt nicht davon sprechen. Ich bitte Dich. Habe Geduld mit mir und Vertrauen. Es wird nichts geschehen, was ich nicht schon seit langem geplant und begonnen habe. Aber Geduld!“

„Nimmer wieder Geduld! Wie lange noch! Ich vergehe mich fast in Angst und Sorge!“

„Kläre!“ Seine Stimme klang bittend und zärtlich, daß sie nicht widerstehen konnte.

„Ich will mich ja gerne gedulden. Aber bisher so ohne Hoffnung.“

Smiles wagte es nicht, ihr von dem Besuche ihres Vaters in seinem Bureau zu berichten; er hätte ihr ja die letzte Hoffnung, das letzte Vertrauen nehmen müssen.

Das Boot trieb am rechten Mainufer, an den Zollhallen entlang. Sie kamen eben an einer Reihe von Schleppschiffen vorüber, die mit Riegeln, Holz und dergleichen täglich zu Dutzenden den Main entlang fahren.

„Es wird sich alles zum Besten wenden!“ versicherte Smiles zärtlich. „Dein Vater kann nicht das Glück seines einzigen Kindes vernichten wollen!“

„Und doch will er es! Oh! Du hättest ihn hören sollen. Wenn Du seine harte Stimme gehört hättest, dann würdest Du auch mutlos sein!“

Sie ahnte ja nicht, daß er an demselben Morgen den Besuch ihres Vaters empfangen hatte; er hörte selbst in seinen Ohren noch den Widerhall dieser metallenen Stimme. Aber trotzdem. Er verzagte nicht. Und er sagte zu ihr: „Was ist unser Hindernis? Nur dieser von Stauffen. Wenn Dein Vater weiß, wer dieser von Stauffen ist, dann wird er mir dankbar sein, daß ich ihn vor diesem gerettet habe!“

„Oh! Du überschätest das. Glaubst Du, ich habe es dem Vater nicht gesagt? Ich sagte ihm, welch ein Spieler von Stauffen ist. Ich erzählte ihm auch, daß Theo von Stauffen jetzt schon als mein zukünftiger Gatte daraufhin Schulden machte und das ganze Geld in einer Nacht verlor. Das alles habe ich gesagt!“

„Das hast Du gewagt?“

„Ja!“

„Wie sehr mußt Du mich lieben! Ich weiß gar nicht, ob ich so viel Liebe verdiene.“

Sie lagen eben im Schatten eines der Schleppschiffe. Da beugte Smiles ihren Kopf zu sich hin und küßte ihre Lippen; sie sangte sich in diesem Kusse fest.

„Du weißt ja nicht, wie lieb ich Dich habe!“ hauchte sie.

„Und was hatte er zur Antwort gegeben?“

„Er sagte, ich hätte nicht das Recht, dieses zu beurteilen. Ich müsse als sein Kind ihm gehorchen, und später dann dem Gatten!“

„Wirst Du mir auch in allem gehorchen?“ neckte er sie.

„Dir ja! Was Du verlangst, was Du forderst, alles soll Dein sein.“

Sie lagen sich wieder in den Armen. Da klangen aus weiter Ferne nahende Ruderschläge.

„Horch!“ flüsterte Kläre. „Es kommt jemand!“

„Sei still! Wir werden nicht gesehen!“

John Smiles trieb jetzt das Boot zwischen zwei nebeneinander liegende Schleppschiffe hinein, so daß sie in dem Dunkel vollständig versteckt lagen. Hier konnten sie von keinem vorüberfahrenden Kahn gesehen werden, während sie selbst alles übersehen konnten. Immer näher kam der Ruderschlag. Die Wellen plätscherten gegen das ankommende Boot. Deutlich hörbar war schon das Rauschen des Rieles. Da sahen sie auch schon den Kahn. In diesem sah ein einzelner Mann. Dieser legte jetzt die Ruder in das Innere und dirigierte den Kahn nur noch mittels des Steuers. Er fuhr hart an den beiden Schleppschiffen vorüber und nahm die Richtung nach dem hohen Ufer, das aus Stein gemauert war, aber schon vielfach abbröckelte. Schon war er nahe am Ufer. Da stand er im Kahne auf und sah sich nochmals nach allen Seiten um. In diesem gleichen Augenblick aber rasselte am Ufer mit rasselndem und pusten dem Schnauben der Bahnzug entlang und warf seine Lichter an die Fluten des Stroms. Und ein heller Lichtstrahl beleuchtete das Gesicht des nächtlichen Kahnfahrers. Nur einen Augenblick. Dieser aber genügte und beide in ihrem Verstecke Zusehenden hatten dieses Gesicht gesehen und erkannt.

„von Stauffen!“

Kläre hatte in plötzlichem Schrecken den Namen gerufen, aber er verhallte ungehört durch das polternde Rassel des Bahnzuges.

„Still! Er ist es!“ mahnte sie flüsternd Smiles.

Theo von Stauffen war es, der jetzt aufgerichtet in dem Boote stand und noch immer nach allen Seiten hin spähte. Da er nichts gewahrte, so schien er beruhigt. Er zog einen ganz kleinen Gegenstand, Smiles schien es, als sei es ein kleines Stück zusammengedrehtes Papier, aus seiner Tasche und steckte diesen in eine Ritze des Mauerwerks. Als dies geschehen war, sah er nochmals nach allen Seiten hin. Wohl streifte sein Auge auch das Dunkel zwischen den beiden Schiffskörpern; aber diese Finsternis war undurchdringlich. Er wählte sich unbemerkt. Leise trieb er seinen Kahn zurück. Seine Ruder tauchten unter und der Wellenschlag verkündete, daß sein Kahn sich immer weiter entfernte. Lange hörten sie den gleichmäßigen Takt der Ruderschläge, bis zuletzt jeder Laut sich in der Ferne verlor. Erst jetzt wagten die beiden zu sprechen.

„Theo von Stauffen war es! Was mag dieser hier zu tun haben?“ fragte Kläre in bebender Zucht, die noch immer in Gedanken zitterte, wenn von Stauffen sie in diesem Versteck entdeckt hätte.

„Darauf werden wir bald Gewißheit haben“, antwortete Smiles. „Wir fahren jetzt hin und sehen mal nach, was er dort verborgen hat.“

„Fahre nicht hin!“ bat ihn Kläre. „Wie leicht könnte ein Unglück geschehen.“

„Habe Du keine Angst. Er ist jetzt fort. Niemand ist in unserer Nähe. Wir haben also von keiner Seite Gefahr zu fürchten.“

„Aber wenn wir uns selbst dadurch schaden?“

Smiles lächelte: „Die Angst hege ich nicht. Was wir hier durch Zufall beleuchten, das kann uns nur Nutzen bringen. Oder glaubst Du, was hier in der Nacht und unbeobachtet geschehen mußte, das steht im Einklang mit Recht und Gerechtigkeit? Wenn Stauffen das Tageslicht nicht zu fürchten hätte, wäre dies in finsterner Nacht geschehen?“

„Aber was mag es sein?“

„Wir werden es erfahren!“

Smiles schob das Boot wieder aus seinem Versteck und trieb es mit einem Ruder genau derselben Stelle zu, die von Stauffen verlassen hatte. Sie waren dicht an der Ufermauer. Trotzdem sich Smiles genau die Stelle eingeprägt hatte, in die von Stauffen den Gegenstand versteckt hatte, so konnte er sie jetzt nicht sofort finden. Lange suchte er, in jede Ritze mußte er greifen, bis er einen gelockerten Stein fühlte, den er ausheben konnte. Und hinter diesem lag ein zusammengerolltes Zettelchen. Smiles faltete es auseinander; aber es war so dunkel, daß er nichts unterscheiden konnte.

„Nehmen wir es mit?“ fragte ihn Kläre, die noch immer leise heulte.

„Nein! Das dürfen wir nicht“, war die Antwort.

„Aber weshalb?“

„Der Zettel wird hier abgeholt. Und wenn er dann nicht vorgefunden wird, dann haben wir alles verloren. Er muß in dem Versteck bleiben!“

„Aber was sollen wir tun?“

„Wir fahren in unser Versteck zwischen den beiden Schiffen zurück. Dort zündest Du ein Streichholz an und ich schreibe rasch den Inhalt des Zettels ab. Dann bringen wir ihn hierher zurück.“

(Fortsetzung folgt.)



Könige, die ihre Kronen wegwerfen.

Wenn an dem Gerüchte, daß der Zar von Rußland am liebsten seine Kaiserwürde niederlegte und als einfacher Privatmann weiterlebte, ein Körnchen Wahrheit ist, so brauchte er jedenfalls nicht weit zurückzublicken, um Präzedenzfälle zu finden, wo Könige froh gewesen sind, ihre Kronen abzuwerfen, die länger zu tragen ihnen zu schwer geworden war.

Eine gute Anekdote, welche die Beschwerden und Lasten eines Thrones illustriert, wird von Boleslaus II., einem der Vorgänger der Zaren auf dem polnischen Throne, erzählt. Dieser Fürst trennte sich eines Tages von seinen Jagdgefährten und wurde einige Zeit später als Lastträger auf dem Marktplatz seiner Hauptstadt wiedergefunden. Auf die Bitten seiner Höflinge, auf seinen verlassenen Thron zurückzukehren, erwiderte er: „Auf Ehrenwort, meine Herren, die Last der Krone, die ich abgeworfen habe, war viel drückender, als die Lasten, die Sie mich jetzt tragen sehen, deren schwerste nur ein Strohhalm ist im Vergleich zu dem Gewicht, unter dem ich früher seufzte. Seitdem ich dieser Bürde ledig bin, habe ich in vier Nächten mehr geschlafen, als während der ganzen Zeit meiner Regierung. Ich fange erst jetzt an zu leben und mein eigener König zu sein. Wählt, wen Ihr wollt. Für mich, der ich mich so wohl fühle, wäre es eine Verrücktheit, auf den Thron zurückzukehren.“

Es war derselbe König, der, als das Szepter in seine widerstrebende Hand gedrückt wurde, ausrief: „Kieber will ich im Schweige meines Angesichts rudern, als König sein.“ Und mancher Fürst seit zwei Menschenaltern ist ebenso bereit gewesen, dem Throne den Rücken zu kehren, wie Boleslaus.

Als im Jahre 1848 der Kaiser Ferdinand von Oesterreich von der Insurrektion aufgefordert wurde, eine Verfassung zu geben, die mit vielen seiner königlichen Rechte aufräumte, stieg er mit einem Gefühle des Ekels von einem Throne herunter, den er mit Selbstachtung und Wahrung seiner Würde nicht länger einnehmen konnte. Sein Bruder, Fürst Karl, der die gleichen Gefühle hegte, weigerte sich entschieden, seine Stelle einzunehmen und verzichtete auf die Thronfolge zugunsten seines Sohnes Franz Josef, des jetzigen Kaisers.

Sowohl der frühere Kaiser Ferdinand als auch Fürst Karl lebten beide noch über ein Vierteljahrhundert, um zu sehen, wie die österreichische Krone, die einem von ihnen hätte gehören können, von einem anderen getragen wurde. Acht Jahre vorher verzichtete König Wilhelm von Holland, der nicht gewillt war, der Forderung des Volkes nach einer Verfassung Folge zu geben, ebenfalls auf den Thron zugunsten seines Sohnes, des Großvaters der jetzigen Königin Wilhelmine. Als Amadeus, der Sohn Viktor Emanuels von Italien, im Jahre 1870 den vakanten Thron von Spanien angenommen hatte, fand er die beachtlichen Injuncten seiner Minister, die ihn aufgefordert hatten, über sie zu herrschen, so unerträglich, und seine Regentenaufgabe wurde ihm so schwer gemacht, daß er nach drei Jahren froh war, seine königlichen Gewänder auszulegen zu können. „Ich habe nie eine glückliche Stunde gehabt“, pflegte er später zu sagen, „als bis ich aufgehört hatte, König zu sein, und alle Kronen Europas können mich nicht verlocken, noch einen jener schrecklichen Monate durchzumachen, die ich als König von Spanien erlebt habe.“

Im Jahre 1848 machten die Untertanen Louis Philippe, Königs von Frankreich, diesem das Leben so ungemüthlich, daß er buchstäblich von seinem Throne floh, indem er zugunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, abdankte und nach England reiste, so schnell wie ein flottes Cab und ein gut bemanntes Boot ihn hinbringen konnten. Ungefähr zur gleichen Zeit zog König Karl Albert von Sardinien es vor, lieber auf seine Krone zu verzichten, als sich den Oesterreichern zu ergeben. Angesichts eines unerbittlichen Feindes, eines unwilligen Volkes und eines geleerten Staatsschatzes fand er, daß sein Königtum eine zu schwere Last sei, als daß er sie noch länger hätte tragen können.

Im Jahre 1868 hat Königin Isabella von Spanien, jene eigenthümliche Mischung von Kaiser und Scheinhöflichkeit, auf den Thron verzichtet und ist in der Hoffnung, ihn für ihren Sohn Don Alfonso retten zu können, nach Paris geflüchtet.

Im Jahre 1830 verzichtete der von seinem Heere verlassene König Karl von Frankreich auf den Thron zugunsten seines Enkels, des Herzogs Henry von Bordeaux, und zog sich einige Jahre später nach Oesterreich in die Verborgenheit zurück.

Heute leben wenigstens noch vier Personen, die einst Herrscherang einnahmen: Don Carlos, der als Erbteil die Kronen von Spanien und Frankreich reklamieren kann und über einen Teil Spaniens kurze Zeit regiert hat; die Exkaiserin Eugenie von Frankreich; Ranavalona, die deposedierte Königin von Madagaskar und Charlotte, die unglückliche Witwe des Kaisers Maximilian von Mexiko.

Ein Sargmonopol. Das sonderbare Privileg, allein in der ganzen Stadt und für die ganze Stadt die Särge bauen zu dürfen, bestand vordem, reichlich dreihundert Jahre lang, bis ihm 1868 die Einführung der Gewerbefreiheit ein Ende machte, in der ostfriesischen Hafenstadt Emden. Inhaber dieses Vorrechts war die Gasthauskirche, deren sonderbarer Name so gleich seine Seltsamkeit verliert, wenn man erfährt, daß Gasthaus hier Armenhaus bedeutet. Die Inassen, die nicht aus eigener Kraft und Wirtschaft leben, sondern von anderen gespeist werden, sind Gäste. Die Emdener Gasthauskirche war vordem die „Bruderkirche“ des 137 in Großfeldern, dicht vor der Stadt, gegründeten Franziskanerklosters, das der Reihe nach von Minoriten, Gaudenten, Observanten bewohnt, 1561 aber aufgelöst und der Emdener reformierten Gemeinde überlassen wurde. Als auf dieses Jahr zurück läßt sich nun das genannte Privileg verfolgen; da es sich in der ältesten Erwähnung aber schon darum handelt, daß es dem Gasthause von irgendwem bestritten wurde, so dürfte es selbst noch weiter und bis in die Klosterzeit zurückgehen. Die Mönche nahmen leider außer einem Schmerzensgelde alle ihre Wäcker mit fort, so daß sich kein weiterer zurückliegender Anhaltspunkt gewinnen läßt. Derartige Streitigkeiten rissen aber auch später nicht ab, und den Schreibereien darüber verdankt man, wie so oft, die wertvollsten Auskünfte. Das Privileg wurde immer durchbrochen und wohl auch von der Diakonie die drei Jahrhunderte lang nicht immer gleichmäßig stroff gehandhabt, namentlich in Bezug auf die Särge für ärmere Leute. So an „Kusholt“ kostete durchschnittlich vier Gulden. Außerdem genossen — soweit nachweisbar — die Emdener Schiffszimmerleute von Anfang an das „Vorrrecht“, Kusholte für ihren eignen Bedarf selbst anzufertigen; vielleicht daher, weil oft auf See weit draußen von den Emdern einer „int Holt“ gelegt werden mußte. Eine seltsame derartige Reliquie bewahrt das Emdener Museum. Es sind zwei große schwarze Bretter; darauf wurde seit 1665 die Zahl aller Kusholte, die im Gasthause gebaut wurden, Jahr für Jahr (bis 1868) aufs genaueste verzeichnet. Die Anregung zu dieser merkwürdigen Aufstellung gab wohl der außergewöhnlich starke Bedarf in diesem Jahre (1665), das ein Pestjahr war, in dem allein 5518 Kusholte gebraucht wurden. Die wenigsten Särge, 180, benötigte man im Jahre 1851. Nun etwas über den eigenartigen Namen Kusholt, mit dem man vordem in Emden und Ostfriesland die Särge bezeichnete, während heutzutage dafür meist Dodekiste, seltener Totenlade gesagt wird. In den ostfriesischen Haushaltungen war es üblich — und ist es hier und da noch —, daß die Bürger und Bauern auf ihrem Boden eine Anzahl für einen Sarg zurechnungsgemäße Eichenbretter liegen hatten: Rauholt (Ruheholz) oder Notholt, um rasch einen Sarg zusammen zu zimmern, wenn es damit „Not“ oder Eile hatte. Kusholt bedeutet also das Holz, das jeder bei sich zu Hause bereit hatte. Das Holz hieß auch Dodekolt, und heute noch sagt man für einjahren „einen int Holt legen“, meist freilich „in de Kiste legen“.

Auch eine Musikkritik. Ein amerikanisches Blatt setzte, wie der Ménestrel berichtet, seinen Lesern folgende annuittige Besprechung der Leistung einer Sängerin nach deren letzter Vorstellung vor: „Die Stimme der Mlg X. entfaltet sich wie das Tosen eines Ozeans und das Donnern einer Lokomotive, die mit Dampf fährt. Sie dämpft die Stimme in Tönen, die einer wilden Rahe würdig sind, und steigert sie wieder in Tönen, die den Wagen eines verlassenen Hundes ähnlich klingen. Mlg X. unterbricht sich gerade so lange, daß sie wieder Atem schöpfen kann, dann erhebt sie sich auf den Gehenspitzen, bläht die Brust auf und ahmt in wunderbarer Weise das geheimnisvolle Brüllen nach, das einen Schneesturm in Dakota ankündigt. Der Lieblingspanther des alten Vándigers Jim Barker, der ihn in seinem Hause hält, das hinter dem Theater liegt, war demnach erschreckt von den hohen Tönen der Mlg X., daß er sich in den äußersten Winkel verkroch. Hoffen wir, daß Mlg X. möglichst bald wieder zu uns kommt ...“

Eine Verbi-Anekdote erzählt die Revue Hebdomadaire Verdi hatte sich in einem Jahre in einen kleinen Badeort zurückgezogen. Als ihm dort einer seiner Freunde einen Besuch abstattete, war er höchst erstaunt, den großen Musiker in einem kleinen Zimmerchen haufen zu sehen, das ihm zugleich als Salon, als Eßzimmer und als Schlafgemach diente. Er verhehlte Verdi nicht, wie überrascht er darüber wäre, aber Verdi fastete ihr ruhig an der Hand und führte ihn, ohne ein Wort zu sagen, durch mehrere benachbarte Zimmer, die von Dreihörnern aller Art und aller Größen ganz überfüllt waren. Nicht weniger als 95 dieser edlen Instrumente standen da herum! „Als ich hier ankam“, sagte jetzt der Maestro zu seinem Freunde, um ihn den seltsamen Anblick zu erklären, „spielten alle Dreihörner aus dem Orte unter meinen Fenstern stundenlang Stücke aus dem Cronbadour, aus Rigoleto und aus einer Menge Opern, die ich in jeder Note auswendig kann. Schließlich wußte ich mir nicht anders zu helfen, als indem ich alle diese Marterinstrumente ihren Besitzern abmietete. Das kostet mich allerdings die Kleinigkeit von 1500 Lire; aber dafür kann ich jetzt wenigstens des Morgens ruhig schlafen ...“

Zähne als Erkennungsmittel. Vor allem im Dienst der Kriminalistik ist man eifrig bemüht gewesen, möglichst zuverlässige Mittel zur Wiedererkennung von Persönlichkeiten zu finden. Außer der Photographie, die eine ausgedehnte Verwendung in den Polizeibüros zur Anlage der Verbrecheralben erhält, kommt in neuerer Zeit das anthropometrische Verfahren hinzu. Da schließlich alles an einem gewissen Grade von Unzuverlässigkeit leidet, sind noch andere Vorschläge gemacht worden, so die besondere Rücksicht auf die Gestaltung der Ohrmuschel, die Färbung der Augen, die Linien der Fingerabdrücke und anderes mehr. Jetzt glaubt man ein weiteres wertvolles Mittel zur Wiedererkennung von Personen entdeckt zu haben, das auch ohne Zweifel in gewissen Fällen und als Ergänzung zu anderen Merkmalen gute Dienste leisten kann, nämlich die Beschaffenheit der Zähne. Einem erfahrenen Zahnarzt würde es leicht sein, die Eigenschaften des Gebisses an jeder Person nach der Zahl und Beschaffenheit der erhaltenen Zähne, der Gestalt der Zahnlücken und namentlich der an den Zähnen vorgenommenen künstlichen Eingriffe (Plomben und Ähnliches) aufs genaueste festzustellen. Durch den Verlust von Zähnen und spätere Veränderungen kann sich freilich das Bild in nicht unerheblichem Grade ändern. Was dem neuen Vorschlag einen Vorzug über sämtliche andere Mittel gibt, ist die Möglichkeit, auf diesem Wege eine Identifikation auch noch lange nach dem Tode des betreffenden Menschen zu bewirken, was unter Umständen von großer Wichtigkeit sein kann. Es ist somit gar nicht unmöglich, daß die Herren Verbrecher künftig neben vielen anderen Unannehmlichkeiten auch noch eine genaue Zahnuntersuchung über sich werden ergehen lassen müssen.

Die Apfelfechtheit. Im Anschluß an eine Cellaufführung im Wiener Burgtheater plauderte jüngst das „Freundenblatt“ allerlei aus der Schule, u. a. über den Apfelfechtheit dieses: „... Aber das Akkurateste hat man in der Apfelfechtheit geleistet. Tells Meisterstück wird nach dem jüngsten System verblüffen wie noch nie. Es wurde nämlich eine ganz neue Apfelfechtheit eingeführt. Wie primitiv hat da in früheren Zeiten die Gummischmuck gearbeitet! Der Tell war ja der reinste Pöbel. Man wußte nicht, wieso der Apfel vom Kopfe des kleinen Walter fällt. Aber nun! Man arbeitet mit zwei wirklichen Äpfeln von ganz gleichem Aussehen. Den einen nimmt Herr Devent-Gesler vor den Augen des Publikums vom Baumzweig herab. Der Tell-Knabe tritt dann an den Baum, und einer der Schergen Geslers tut so, als lege er diesen Apfel auf den Kopf des kleinen Walter. Tatsächlich aber läßt er diese Frucht verschwinden und nimmt einen zweiten Apfel heraus, durch den ein fingerdicker Gang hindurchgebohrt ist. Und diesen durchbohrten Apfel legt er erst recht nicht auf den Kopf des Knaben, sondern unmittelbar daneben auf ein Brettchen, das in der Höhe des Kopfes aus dem Apfelbaum hervorsticht. In dem Baumstamm drinnen aber steht ein braver Arbeiter. Und dieser gute Mann stößt unmittelbar vor dem Momente, da Stauffacher ausruft: „Der Apfel ist gefallen!“, den Pfeil durch das Apfelloch hindurch und wirft Apfel und Pfeil zugleich zu Boden. Die Täuschung ist großartig. Der Zuschauer muß, wenn er den pfeildurchbohrten Apfel sieht, glauben, er erblicke Tells Geschoß — obgleich der Pfeil nicht von vorne, sondern von hinten in den Apfel gedrungen ist. Reimers aber wird tatsächlich das Geschoß von seiner Armbrust nach irgend einer Kulisse absenden. Das Publikum wird nicht darauf merken, wohin es fliegt, denn die Aufmerksamkeit der Zuschauer vereinigt sich gerade während der dramatischen Szene auf Audenz, der die große Protestrede gegen Gesler losläßt.“

Ein japanisches Soldatenbegräbniß. Auf der ganzen Linie von den Hügeln bei Eianjang bis zum Ufer des Hunho waren nach der berühmten Schlacht japanische Abteilungen an der Arbeit, den Toten die letzte Ehre zu erweisen. Der Engländer F. A. Mc. Kenzie gab von einem solchen Soldatenbegräbniß, dem er beigewohnt hat, folgende Schilderung: „Auf dem Hügel war ein Rechteck mit hohen Fächchen bezeichnet. Ein Denkmal aus rohem Holze, nur größer als das gewöhnliche einfache Holzkreuz auf jedem Soldatengrab, wurde am hinteren Ende aufgestellt. Der Raum davor war von einem Seil abgegrenzt, das oben an die Eckpfähle gebunden war. Daran hatte man viele Streifen aus flatterndem weißen Tuch befestigt, ein altes Mittel, böse Geister abzuschrecken. Vor dem Denkmal stand eine Art Altar; riesige künstliche Blumen umgaben ihn und viele Opfergaben waren rundherum aufgestellt, große Bündel Lattich und Radishes, lebendes Geflügel, Körbe chinesischer Kuchen, die in Form und Farbe Früchten und Eiern, Fischen und selbst einer Anzahl Bierflaschen ähnelten. Das waren die Opfergaben für die Geister der Toten. ... Trompetensignale ertönten jetzt, die langen Reihen der Soldaten standen stramm, die hohen Offiziere kamen heran. Bald stand eine ansehnliche Gruppe links vom Altar. Der Gottesdienst wurde in den Shinto-Formen abgehalten, da der Shintoismus die Nationalreligion Japans ist. Drei Priester kamen vor, der ältere, ein ehrwürdiger und graubärtiger Mann, trug ein langes Gewand, das in allen Regenbogenfarben glänzte und in der Taille gebunden war. Ein Schwerdt, dessen Scheide mit altgoldfarbener Seide bedeckt war, hing an seiner Seite. Seine Kopfbedeckung war eine Art Helm, der sich in eine große Feder über dem Kopf wölbte und auf einem schwarzen Gestell gearbeitet war, wie man es bei uns zu Damenhüten braucht. Die beiden anderen Priester trugen schöne braune Seidengewänder. Hier kam der große

Gegenatz zwischen diesem Gottesdienst und ähnlichen in einem europäischen Heere sehr deutlich zum Ausdruck. Augenzeugen, die sich an das rührende Lebewohl erinnerten, das man den Gefallenen in Khartum nachrief, oder an den großen Trauergottesdienst in Pretoria, erklärten, daß der religiöse Teil der Feier den stärksten Eindruck machte. Hier aber blieb die religiöse Seite der Zeremonie ohne jede Wirkung. Die Zeremonien der Priester bedeuteten gar nichts, meinten die Japaner selbst. In zwanzig Jahren, wenn sich die Japaner dann einmal zu einem ähnlichen Gottesdienst versammeln, wird das Kreuz den Shintoismus verdrängt haben, wenn auch die Form des Christentums vielleicht ganz verschieden sein wird von der, wie die abendländische Phantasie sie erfährt hat. ... Gewiß hatten die Zeremonien der Priester auch hier eine gewisse Würde und Heiligkeit. Die Priester standen vor dem Obelisk, und unter vielen Verbeugungen sagten sie ein altes Gebet her. Dann nahm ein Priester einen belaubten Zweig eines Busches und wedelte damit über uns, um alle Unreinlichkeiten und Unvollkommenheiten aus unserem Leben gleichsam fortzujagen. Dann kam das Speisopfer für die verschiedenen Geister. Diese Nahrung wird später von den Sterblichen gegessen; dabei ist die Voraussetzung, daß die Geister nur in einem geistigen Sinne daran teilnehmen. Nach verschiedenen anderen Zeremonien schritt der General der Division vor und hielt vor dem Denkmal eine Rede zur Erinnerung an die Toten. Wieder ertönten Hörnersignale, die Soldaten präsentierten das Gewehr, die Fahnen wurden erhoben, die Offiziere zogen die Degen und senkten die Spitze zu Boden. Wenn der Schmutz des Altars mich befremdet, die Speisopfer abstoßend auf mich gewirkt und der religiöse Teil mich völlig kalt gelassen hatte, so machte mir dagegen die Teilnahme des japanischen Soldaten einen starken Eindruck. Ich habe den japanischen Soldaten beobachtet, wie er für seinen frankten Kameraden sorgte, wie er die Gräber seiner Toten pflegte, und heute morgen sah ich, daß in diesen tapferen Soldaten sich Güte und Heldennut vereinen. Zum Schluß kamen die hohen Offiziere, und jeder legte vor dem Denkmal einen Zweig Immergrün mit einem weißen Bande nieder; auch die ausländischen Militärattachés legten Zweige nieder, dann schwenkten die Bataillone rechts und links ab und zogen auf ihre Posten zurück. ...“

29 Millionen Banknoten. Die Anzahl der im Umlauf befindlichen Banknoten der Bank von Frankreich beträgt in runden Zahlen 29 Millionen. Unlängst hat ein findiger Kopf berechnet, einen wie hohen Stoß man erhalten könnte, wenn man die Banknoten aufeinandersticht würde. Ein Pack von tausend Banknoten ist 8 Zentimeter hoch. Diese 29 Millionen Stück Papiergeld würden demnach in 1000 Frank-Scheinen eine Höhe von 2320 Meter erreichen, also etwa achtmal so hoch wie der Eiffelturm kommen; in 500 Frank-Scheinen würde die Höhe 4640 Meter, in 100 Frank-Scheinen 23 200 Meter und in 50 Frank-Scheinen 46 400 Meter betragen. Die 20- und 5-Frank-Scheine kommen nicht in Betracht, da jetzt keine mehr gemacht werden. Es gibt nur zweifellos Leute, die seltene Banknoten sammeln, nicht um ihres Geldeswertes willen, sondern weil sie eben Seltenheitswert haben. Die Bank von Frankreich weiß nämlich nicht, was aus den fünf Scheinen von 5000 Fr. geworden ist, die seit 1876 in ihrer Bilanz geführt werden. Im Jahre 1870 gab es sieben solcher 5000 Frank-Scheine. Interessant wäre es, festzustellen, wer die übrigen fünf Banknoten besitzt.

Gemeinnütziges.

Glycerin ist das beste Mittel bei Verbrennungen; man sollte es daher stets im Hause halten. Tut man einige Tropfen auf die Brandwunde und verreibt sie, so schwindet sofort jeder Schmerz, und die in fast allen Fällen sonst folgende Entzündung und Abstoßung der Oberhautschicht wird fast vollständig verhütet.

Kochrezept.

Feines Ochsenzungengericht. Mann kann dieses Gericht als schnell herzustellende Einschießschüssel bei unerwartetem Besuch geben, wenn man eine große Büchse Fray-Bentos-Junge vorrätig hat. Man nimmt die Zunge aus der Dose, schneidet Spitze und Schlundstück ab, so daß nur noch die schöne Mitte bleibt, legt diese auf ein Sieb und stellt sie in kochendes Wasser zum Erhitzen. Indes schneidet man vier Trüffeln (eingemachte) in feine Würfel, zerlegt ebenso 100 Gramm Kronenhummer und eine vorher gekochte, recht weiße Kalbsmilch, röstet Mehl in Butter braun, gibt das Gelee der Ochsenzunge, eine Tasse Wasser, eine Messerspitze Liebigs Fleischextrakt, Pfeffer und wenig geriebene Chalotte daran und kocht eine sehr dicke Sauce davon, die zuletzt mit einem Glas Madeira zersetzt wird. Man vermischt mit der Hälfte der Sauce die oben erwähnten Zutaten, daß diese ganz von der Sauce eingekühlt sind, schneidet die heiße Zunge in dicke Scheiben, bedeckt diese auf beiden Seiten mit dem Kleinragout, wendet sie in geriebener Semmel und bakt sie rasch lichtbraun. Man richtet die Zunge erhaben an und gießt den Rest, der jetzt noch etwas mit Fleischbrühe verdünnter Sauce darüber.